Ehepaar betreibt in Peru ein Krankenhaus – nur aus Spenden finanziert

Ein Lebenswerk, das Leben rettet

Das Ärzte-Ehepaar Martina und Klaus-Dieter John stampfte in Peru ein hochmodernes Krankenhaus für die verarmte indigene Bevölkerung aus dem Boden.

Von Maja Kolonic

Es begann mit einem Gebet und einer fixen Idee am Küchentisch – wenige Jahre später verändert ein deutsches Ärzte-Ehepaar das Leben von Hunderttausenden in Südamerika. Die NZ war vor Ort.

CURAHUASI – Die Autos kommen im 15-Minuten-Takt. Klapprige Kleinbusse und Pkws, die ihre Passagiere in der peruanischen Version von Fernverkehr aus allen Himmelsrichtungen durch die Anden ins Örtchen Curahuasi in der Region Apurimac befördern. Vollgepackt mit Männern mit zerschlissenen Sporttaschen auf den Knien und Frauen, die ihre Haare sorgfältig zu traditionellen Zöpfen geflochten haben. Als Haltestelle dient der staubige Vorplatz der einzigen Tankstelle im Ort. Von hier aus sind es nur noch wenige Minuten zum Missionsspital Diospi Suyana.

Es ist das Reich von Klaus-Dieter und Martina John. Das Ärztepaar aus Wiesbaden hat mitten im Nirgendwo Unmögliches möglich gemacht: In den vergangenen 13 Jahren sammelten sie nach eigenen Angaben über 22 Millionen US-Dollar Spendengelder – und stampften damit in den peruanischen Anden ein Krankenhaus nach europäischen Standards aus dem Boden. Es ist für die rund zehn Millionen Quechua, die größtenteils verarmten Berglandindianer der Region. „Ohne Kredite, ohne Schulden“, sagt John nicht ohne Stolz.

Klaus-Dieter John ist ein zielstrebiger Mann. Abitur in Deutschland, Studium an den Elite-Universitäten Harvard und Yale, Arbeit als Chirurg in Berlin, Südafrika und Ecuador. Er geht schnell, denkt schnell, redet schnell. Das Handy und eine Digitalkamera immer griffbereit am Gürtel. „Diese Geschichte habe ich mittlerweile mehr als 2000 Mal erzählt“, sagt John, während der Beamer die ersten Bilder an die Wand seines Büros wirft. „Sie ist mein Leben.“

Die „Geschichte“ ist ein rund 90-minütiger Vortrag über die Entstehung des Krankenhauses. Vom ersten Projektentwurf im Jahr 2002, den John eigenhändig schreibt und am Küchentisch Pläne dazu malt, vom Hürdenlauf durch peruanische Behörden, von Rückschlägen und der allgegenwärtigen Sorge um die Finanzierung des Großprojekts. Selbst Freunde zweifelten am Geisteszustand des Ehepaares. „Ich weiß gar nicht, wie oft ich verrückt genannt wurde“, erinnert sich der Chirurg. „Aber wir waren uns immer sicher: Gott wird das irgendwie möglich machen.“

Die Johns sind Christen, ihr tiefer Glaube ist der Antrieb für die unglaublichen Mühen, die sie auf sich genommen haben. „Wir haben nach einer Herausforderung gesucht, nach einer Aufgabe im Leben“, erklärt John. „Die haben wir hier gefunden. Manchmal sind wir todmüde – aber durch und durch erfüllt.“

Klaus-Dieter John ist ein gefragter Redner. Sechs Monate im Jahr verbringt er auf Reisen, hält Vorträge und putzt Klinken bei potenziellen Geldgebern. „Ich bitte nicht um Spenden“, sagt John. „Ich erzähle nur meine Geschichte.“ Das Konzept geht auf. „Die Leute haben nicht das Gefühl, dass ihnen jemand Geld aus dem Kreuz leiert“, sagt John. „Wer mitmacht, der tut das freiwillig.“

John startet zum Rundgang durch das Krankenhaus. Er kann jedes Gerät zuordnen, jeden Stuhl, jeden Tupfer. Er kennt den Preis, weiß, um wessen Spende es sich handelt oder mit wessen Geld bezahlt wurde. Die großen deutschen Namen in der Medizintechnik- und Pharmabranche – Siemens, Draeger, B. Braun – sind ebenso vertreten wie kleine und mittelständische Betriebe, die Möbel, Küchen oder Fußböden beisteuerten.

Über 90 000 Spenden kamen bislang nicht von Firmen, sondern von Privatpersonen. Auch ihre Namen sprudeln aus dem Mediziner heraus, die Stimme ganz warm beim Gedanken daran, wie viele Menschen seine Vision unterstützen. „Es ist unglaublich, was da geleistet wird“, sagt John. „Wir sind für jede einzelne Spende dankbar.“

Die Plätze im Wartesaal sind restlos besetzt. Frühmorgens werden an der Pforte die begehrten Coupons, eine Art Eintrittskarte für eine Behandlung, verteilt. Wer keinen Coupon ergattert, muss bis zum nächsten Tag warten. Wie viele Behandlungen in dem 55-Betten-Haus mit vier Operationssälen durchgeführt werden, entscheidet nicht zuletzt die Anzahl der diensthabenden Ärzte. Weit über 120 000 Menschen wurden seit der Eröffnung des Krankenhauses 2007 behandelt. „Hier wird auf den Feldern gearbeitet wie zu biblischen Zeiten“, sagt John. „Unsere Patienten sind häufig in sehr schlechtem Zustand.“ Armut, Alkoholismus und Verwahrlosung mit all ihren Nebenerscheinungen hinterlassen ihre Spuren. „Manchmal erhoffen sie sich Unmögliches von uns.“

> Ich wünsche mir, dass meine Kinder die Welt verändern, dass sie sich für eine Idee aufreiben.
>
> Klaus-Dieter John

Die Patienten nehmen große Strapazen auf sich, um sich im „Hospital der Hoffnung“, wie das Krankenhaus in den einheimischen Medien getauft wurde, untersuchen zu lassen. Oft sind sie mehrere Tage unterwegs, lassen auf der langen Anreise staatliche Krankenhäuser links liegen. „Die peruanischen Ärzte erklären nichts. Die wollen nur unser Geld“, erklärt Felisa. Auch sie reist mit dem Kleinbus an. „Hier werden wir ernst genommen, die deutschen Ärzte behandeln uns mit Respekt.“ Das gilt auch für die Ärmsten, die sonst häufig durch die groben Maschen des peruanischen Gesundheitssystems fallen. Eine Sozialarbeiterin bestimmt im Gespräch die Vermögensverhältnisse der Patienten, jeder zahlt nur so viel, wie er kann. Im Schnitt, so John, bezahlen seine Patienten 20 Prozent der Behandlungskosten. „Ob jemand zahlen kann oder nicht“, sagt er, „ist für die Art und den Umfang der Behandlung unerheblich.“

In den langen Monaten, in denen der Chirurg auf Reisen ist, leitet seine Frau Martina das Krankenhaus. „Sie ist die Seele von Diospi Suyana“, so Klaus-Dieter John. „Doctora Tina“, die Kinderärztin, steht mit ihrer herzlichen und warmen Art in der Gunst der Patienten und der Kollegen ganz weit oben. „Sie ist Energie pur“, schwärmt John von der Frau, die schon die Schulbank mit ihm drückte. „Sie hält den Laden zusammen. Wenn die anderen sehen, wie viel sie arbeitet, legen sie noch eine Schippe drauf.“ Und Arbeit ist mehr als genug da. Neben dem Krankenhaus gehören mittlerweile auch eine Schule und ein Kinderhaus zum Projekt der Johns.

Helfende Hände werden immer gebraucht. Doch nicht alle, die helfen wollen, sind auch dafür geeignet. „Absagen erteilen wir mittlerweile ganz oft“, sagt John. „Früher habe ich gedacht, dass alle ihren Job hier gut machen würden. Da haben wir dazugelernt.“ John prüft die Interessenten auf Herz und Nieren. Es werden Gespräche geführt, Referenzen geprüft, Workshops zum Kennenlernen und Abtasten veranstaltet – lange bevor die erste Reise nach Peru ansteht. „Wir geben uns viel Mühe herauszufinden, ob jemand zu uns passt.“ Für Mitarbeiter, die Unruhe ins kleine Team bringen, ist weder Zeit noch Platz. Zudem gebe es immer wieder Ärzte, die das Abenteuer suchen, die Sachen ausprobieren wollen, die in der Heimat nicht möglich sind. „Die sind hier nicht richtig“, sagt er bestimmt.

Auch die seelische Verfassung spielt eine zentrale Rolle. „Wir haben die Erfahrung gemacht, dass sich Menschen, die in der Heimat einen Burn-out erlitten haben, mit Depressionen zu kämpfen haben oder Opfer von Mobbing wurden, nur sehr schwer mit unserer Art zu arbeiten und zu leben zurechtfinden.“

Rund 50 Ärzte arbeiten im Missionsspital, dazu noch einmal rund 50 Lehrer und Mitarbeiter in der Verwaltung. Im Gegensatz zu den 110 peruanischen Pflegern und Schwestern verdienen sie keinen Cent. Sie haben sich freiwillig verpflichtet, für drei Jahre, manche für sieben – und einige ein Leben lang. „Die verzichten alle auf eine Menge Geld“, erläutert John. „Aber es ist für einen guten Zweck.“

Doch auch ohne Gehalt muss man irgendwie leben. „Unsere Freiwilligen suchen sich in der Heimat einen Spender-Zirkel“, erklärt John. Eltern, Verwandte, Freunde, Mitglieder der Gemeinde legen zusammen, ermöglichen so den wohltätigen Einsatz. Alle zwei bis drei Jahre verbringen die Ärzte und Mitarbeiter wieder längere Zeit in der Heimat. „Die Brücken ins alte Leben sollen nicht abreißen“, sagt John. Ob er sich nicht Sorgen macht, dass seine Ärzte nicht mehr zurückkommen? John schüttelt den Kopf. „Wer hier ist, kommt aus freien Stücken. Anders geht es nicht.“ Auch Martina und Klaus-Dieter John hätten ein anderes Leben haben können. Ein bequemeres, mit weniger Sorgen und mehr Gartenpartys. Er vermisst dieses andere Leben nicht. „Was für eins hätte ich denn schon gehabt? Wir sind Überzeugungstäter.“

Das Haus der Johns ist mitten im Ort. Als sie ankamen, gab es nicht einmal ein richtiges Dach. Wenn die Nachbarn keinen Strom haben, sitzen auch die Krankenhaus-Chefs im Dunkeln. Dieses Signal kommt an, auch wenn es der Familie viel abverlangt. „Meine Tochter hat mir mit 14 Jahren im Streit an den Kopf geworfen: ‚Du hast mein Leben zerstört!‘ Das ist mir sehr nahe gegangen“, erinnert sich John. Die Johns haben drei Kinder: Natalie ist mittlerweile 20, studiert Medizin und ist gerade in Südafrika. Sohn Dominik, 18, macht in Deutschland Abitur. Nesthäkchen Florian ist 15 – und bereitet sich gerade auf ein Auslandsjahr vor. Wie seine Geschwister wird er mit 16 für zwölf Monate nach Florida gehen. Danach leben die John-Kinder bei Verwandten in Berlin, um ihr Abitur zu machen. „Ich mache mir viele Sorgen um die Kinder“, gesteht Klaus-Dieter John. „Als wir unsere Tochter nach Florida gebracht haben, hat es uns das Herz gebrochen.“

Den Gedanken, dass eines seiner Kinder eines Tages die Geschicke von Diospi Suyana fortführen könnte, findet John „unglaublich schön“. Gleichzeitig achtet er jedoch penibel darauf, seine Kinder nicht zu drängen. „Ich sage keinen Ton. Sie müssen ihren eigenen Weg finden.“ Wünsche hat er dennoch, wie alle Eltern. „Ich wünsche mir, dass meine Kinder die Welt verändern“, sagt John, „dass sie sich für eine Idee aufreiben – und nicht für ein Unternehmen. Als Konzernchef bewegst du niemanden, du schiebst nur Geld hin und her.“

Darüber, wie der Ruhestand der Johns aussehen könnte, kursieren selbst im Kopf von Klaus-Dieter John unterschiedliche Versionen. In der einen nehmen sich die Johns endlich ein bisschen Zeit für sich selber und einander. Besuchen ihre Kinder und Familien, bereisen die Welt – so wie sie es sich schon lange wünschen. Ein paar Vorträge hier und dort. Zur Ruhe kommen. In der anderen Version, sagt John, sieht er sich in seinem Krankenhaus. Bis zuletzt.

Spenden für Diospi Suyana e.V.:
Bank für Sozialwirtschaft Köln
IBAN: DE18 3702 0500 0008 0737 00

Martina John ist Kinderärztin, doch im Missionskrankenhaus kann auf Fachgebiete nur schwer Rücksicht genommen werden. Jeder Arzt muss alles können.

Das Gelände des Krankenhauses liegt verkehrsgünstig an einem Abschnitt der Panamericana, dem Schnellstraßensystem Südamerikas. Der Wartesaal (Bild rechts) ist täglich gefüllt mit Hilfsbedürftigen aus dem ganzen Land. *Fotos: maja/privat*

Ehepaar aus Lauf hilft:

„Auch kleine Beiträge sind wichtig“

NÜRNBERG/LAUF — Das Hilfsprojekt hat tatkräftige Unterstützung aus Franken erhalten: Die Pläne zum Bau der Schule in den peruanischen Anden stammen von den Architekten Cornelius und Tina Linder aus Lauf.

NZ: Frau Linder, Peru liegt nicht gerade um die Ecke – wie kam der Kontakt zustande?

Tina Linder: Ein Freund von meinem Mann und mir arbeitete mit den Johns zusammen. Er hat ihnen erzählt, dass wir bereits ein ähnliches Projekt in Äthiopien unterstützt haben. Letztendlich ist Klaus-Dieter John dann auf uns zugekommen. Er hat bei uns offene Türen eingerannt.

NZ: Wie ging es weiter?

Linder: Der Zeitplan war eng gesteckt. Wir sind nach Peru geflogen, haben uns das Gelände angeschaut. Von Deutschland aus haben wir dann alles weitere in Rücksprache mit dem Bauleiter vor Ort in die Wege geleitet.

Hilfsbereit: Ehepaar Linder

NZ: Pläne für eine Schule zu zeichnen ist zeitaufwendig.

Linder: Wir haben den Aufwand unterschätzt. In Deutschland würden wir keine Schule planen. In der Praxis sah es so aus, dass wir nach Feierabend oft bis 23 Uhr weitergearbeitet haben. Wir haben gemerkt, dass man seine Kräfte im Blick haben muss. Das Ergebnis hat uns dann allerdings absolut entschädigt.

NZ: Hätten Sie Ihre Arbeit voll in Rechnung gestellt, läge der Betrag bei 100 000 Euro. Warum verschenkt man so viel Geld?

Linder: Mein Mann und ich wollen etwas Sinnvolles tun. Wir haben entgegen unserem Wunsch keine eigenen Kinder, also wollten wir in diese Richtung gehen. Es ist nur ein kleiner Beitrag – aber die Summe dieser Beiträge macht den Unterschied im Leben von anderen.

NZ: Reicht es Ihnen jetzt erst einmal mit der wohltätigen Arbeit?

Linder: Wir haben zwar aus unseren Erfahrungen gelernt, aber wir machen es wieder. Aktuell haben wir die Planung für das Kinderheim in Curahuasi übernommen. Anfragen gibt es genug. Aber man muss ja nicht überall selbst vor Ort sein. Beispielsweise hat ein Projekt aus Kenia gefragt, ob es unsere Pläne für die Schule benutzen kann, die in Äthiopien gebaut wurde. *Fragen: Maja Kolonic*